Reporter FORUM

www.reporter-forum.de

Der deutsche G.I.

Sven Kossligk aus Rheinland-Pfalz kämpft für die US-Armee. In diesen Wochen rückt er zum dritten Mal aus, muss zum dritten Mal in den Irak. Warum tut er sich das an?

Stephan Seiler, Playboy, 01.07..2010

Als sein 28. Geburtstag fast vorbei ist, will Specialist Sven Kossligk allein sein. Er schleicht sich aus dem zweistöckigen Kasten, einem Palast von Saddam Hussein, der jetzt den amerikanischen Soldaten als Stützpunkt dient. Es ist mild an diesem Maiabend 2008 in Bagdad, fast friedlich, wären da nicht die Helikopter, deren Rotorblätter 200 Meter über der Stadt lärmen. Kossligk geht in den Hof, über die Kieselsteine zu seinem Humvee-Armeefahrzeug und setzt sich auf den Fahrersitz. Dort hat er den ganzen Tag verbracht. Er nimmt den Helm ab, platziert die Videokamera auf dem Armaturenbrett, drückt „Record“ und sagt: „Es könnte nicht schlechter laufen.“

Am Morgen habe er fünf Stunden lang seinen Kommandeur bewachen müssen. Darauf sei er zu einer Bombe gerufen worden, die sich als Propantank erwies. Dann setzte die Servolenkung seines Humvee aus. Und als er in der Abenddämmerung zum Stützpunkt zurückkehrte, fielen Strom, Wasser und Licht aus.

So sitzt Kossligk hinterm Lenkrad und schlingt sein Geburtstagsmahl kalt hinunter: Lasagne aus der Dose und „Kokoskekse ohne Kokosgeschmack“, wie er in die Kamera sagt. Der Soldat blickt zur Palastmauer, die ihn von Bagdads Leben und Sterben trennt, und fragt sich: Ist es das, was ich wollte? Sollte ich heute nicht woanders sein? Zu Hause in Deutschland mit Kuchen und Familie? Ist es das wert? All die Albträume?

Sven Patrick Kossligk ist einer von 124 Deutschen, die für die Vereinigten Staaten kämpfen. Er könnte Stabsgefreiter bei der Bundeswehr sein, stattdessen ist der 30-Jährige für die US-Army im Irak stationiert. Für ein Land kämpfen, das nicht sein eigenes ist. Wieso? Nach dem 11. September 2001 erhielt das Heidelberger Army-Hauptquartier wöchentlich zwei bis drei Anfragen von Deutschen, die die westliche Welt gegen den Terror verteidigen wollten. Ging es Kossligk darum, als er am 24. November 2004 seinen Vertrag unterschrieb, seine Haare abrasieren ließ und damit G. I. war?

An Kossligks Haustür auf Hawaii hängt keine amerikanische Flagge wie bei seinen Nachbarn. Mit Frau, Kindern und Schäferhund lebt er in der Schofield-Kaserne auf der Insel Oahu, eine halbe Stunde von Honolulu entfernt. Drei Schlafzimmer, drei Badezimmer, ein Gartenzaun - ein Fertighaus wie das nächste.

Mittagspause. Mit einem „Hi everybody“, in Uniform, kommt Kossligk nach Hause und küsst seine Kinder. Elizabeth, 6, und Elijah, 2, tragen amerikanische Namen. Er spricht mit ihnen Englisch. Seine Frau Alex steht rauchend vor der Küchenanrichte und spielt auf dem Laptop.

Mit seinen Sommersprossen sieht Kossligk aus wie ein Schuljunge, nicht wie ein Mann, der getötet hat. Andererseits: Armeefrisur, sechs Millimeter kurz, Maschinenschnitt. Und ein durchtrainierter Körper. Kossligk geht mit Zigaretten und Cola auf die Veranda und lässt sich in einen Campingstuhl fallen. Er verscheucht ein paar Moskitos; es ist 28 Grad warm - 28 Grad wärmer als bei den Eltern im verschneiten Hunsrück, wo er aufwuchs.

Kossligk erzählt bei einer Marlboro, wie es war, einen Menschen zu töten. 2006, während seines ersten Einsatzes in Bagdad. Der Himmel war glutrot, Sand wehte in seine Augen, als Kossligk in der Kanzel seines Humvee saß, der einen Konvoi anführte. Sie fuhren über eine dreispurige Straße. Wer die linke Spur benutzte, wurde von Kossligk mit Wasserflaschen beworfen. Als Warnung, denn die linke Spur gehörte ihnen, den Amerikanern, die stets schneller als die anderen fahren, um kein leichtes Ziel abzugeben. Plötzlich kreuzte ein weißer Yukon-SUV seinen Weg und blockierte die linke Spur. Im Kopfhörer unter seinem Schutzhelm hörte Kossligk seinen Kommandeur fragen, ob er den Wagen sehe. Der Deutsche wusste, was das heißt. Er legte sein Gewehr an, zielte und drückte ab. Die Kugel schlug in der linken Fahrertür ein. Der Fahrer sackte über dem Lenkrad zusammen. Kossligk stieg nicht aus. Sein Konvoi fuhr am Yukon vorbei, weiter zur Mission.

„Das Auto war wahrscheinlich ein Hinterhalt. Hätten wir angehalten, wären wir wohl beschossen worden, oder der Wagen wäre explodiert“, sagt Kossligk. Er erzählt diese Geschichte ohne Stolz. Aber er zucke noch immer zusammen, wenn er irgendwo einen weißen Yukon sehe. Dann sackt der bärtige Mann im grünen Pulli am Steuer wieder vor seinen Augen zusammen. Die leere Patronenhülse seines tödlichen Schusses hat Kossligk aufgehoben.

Diese Geschichte gehört genauso zu dem Soldaten Kossligk wie die des 14-jährigen Irakers mit Flaum auf der Oberlippe, der während einer Patrouille auf ihn zulief und heulte: „Mister, kein Geld, keine Familie, Leben sehr schlecht. Erschieß mich, Mister, bitte, erschieß mich.“ „Da war ich baff“, sagt Kossligk und bläst lange Rauch aus. Heute frage er sich, ob der Junge sich seinen Todeswunsch erfüllt hat - vielleicht mit einem Sprengstoffgürtel.

Der weiße Yukon, der heulende 14- Jährige: Warum tut man sich das an? „Ich kämpfe nicht für eine Fahne, nicht für die deutsche und nicht für die amerikanische“, sagt Kossligk zunächst, „für mich ist es einfach ein Beruf.“ Stellt man ihm die Frage öfter, bekommt man bald mehr Antworten als diese.

Um zu verstehen, warum Kossligk ging, muss man den Ort besuchen, aus dem er ging: Birkenfeld, eine kleine Kreisstadt in Rheinland-Pfalz. 7000 Einwohner, zwei Kirchen, die Post hat gerade zugemacht. Wer hier aufwächst, kann zwischen einem Fußball- und einem Handballverein wählen. Kossligk spielte lieber Basketball.

Seine Eltern trennten sich, als er 16 war. Er blieb bei seiner Mutter, hörte Eminem und ging abends in eine der Kneipen, das Bier für 2,50 Mark. Am Wochenende fuhr man in tiefergelegten VW-Golfs in die Großraumdiscos, ins „A6“ oder ins „Riverside“. Er war beliebt bei Mädchen, sie mochten seine grünen Augen. Aber sie sollten nie verstehen, warum er sich irgendwann entschloss auszuwandern, um für ein fremdes Land in einem noch fremderen Land zu kämpfen. Kossligk ging aufs Birkenfelder Gymnasium. Wenn er Referate hielt, dann über große Schlachten. Er war nie an Politik

interessiert, nur an Krieg. In der Oberstufe erklärte er seinen Mitschülern den Kosovokonflikt. Aber das reichte nicht. „Ich war faul“, sagt er. Kurz vor dem Abitur verließ er das Gymnasium, die Noten waren zu schlecht. Fortan stolperte er durchs Leben. Beim Wehrdienst wollten ihn seine Feldwebel von einer Offizierslaufbahn überzeugen. Kossligk wurde lieber Wachmann - am Tor der US-Kaserne im Nachbarort.

Dort lernte er Alex kennen, eine Amerikanerin mit dunklen Haaren und mandelbraunen Augen. Alex arbeitete als Wachfrau. Kossligk und sie wurden ein Paar, nach zwei Monaten war sie schwanger. Ihre Eltern hätten das nicht geduldet, weil sie und Sven nicht verheiratet waren. Also machte sie Sven an einer Tankstelle einen Antrag. „Und ich habe einfach ja gesagt.“ Plötzlich hatte er eine Familie und keine Ahnung, wie er sie ernähren sollte. Alex konnte kein Deutsch, Sven fließend Englisch, also zogen sie zu Alex` Eltern nach Kalifornien. Kossligk hätte gern Fotografie oder Psychologie studiert, konnte aber die Studiengebühren nicht zahlen.

Er jobbte auf einer Obstplantage. Nachdem ein Bekannter vom Soldatenleben schwärmte, besuchte Kossligk ein „US Army Career Center“. Der Rekrutierungsoffizier versprach ein kostenloses Studium, 2700 Dollar netto, Krankenversicherung für die ganze Familie, Miete, Wasser, Strom, Auslandszuschläge, eine Laseroperation für seine kurzsichtigen Augen und 7000 Dollar in bar als Bonus. Kossligk unterschrieb und wurde zum Kämpfer unter fremder Flagge. „Weil ich kämpfe, hat meine Familie zu essen und ist versichert“, sagt Kossligk, „das ginge anders nicht.“

Die Familie also. Er kennt die Vorbehalte seiner deutschen Freunde, seiner Eltern und seiner Großmutter, die ihre Geschwister im Weltkrieg im Kampf gegen die Amerikaner verloren hat. Seine Familie muss herhalten, um zu erklären, was sich in Deutschland keiner erklären kann.

Kossligk weiß, dass es ehrenwert klingt, eine Aufgabe zu erfüllen, um seine Familie zu ernähren. Er spricht deshalb von „meiner Pflicht“, den Kindern ein sorgenfreies Leben zu bieten. Davon, dass er im Kampf fallen oder als Krüppel zurückkehren könnte, autistisch wie viele andere, davon redet er nicht.

Seine Frau Alex wäre gern in Deutschland geblieben, erzählt sie am Küchentisch. Sie will nicht, dass er kämpft. Aber Sven hielt an seinen Plänen fest. „Wenn Sven morgen die Armee verlassen würde, wäre ich begeistert“, sagt sie. Fast jedes Jahr fliegt Alex mit den Kindern für einige Wochen nach Deutschland, besucht Svens Mutter. Svens Reisepass ist vor drei Jahren abgelaufen, er war seit 2004 nicht mehr in seiner alten Heimat.

Es ist Abend geworden, es regnet. Kossligk trägt eine schusssichere Weste über der Kampfuniform. Der Schießplatz der Kaserne befindet sich oberhalb der Holzhaussiedlung, in der er lebt, am Fuß des Berges Kaala. Zwischen den Gipfeln flogen 1941 japanische Kampfflieger an, um die US-Pazifikflotte in Pearl Harbor zu zerstören. Heute schaufeln hier Feldköche Spaghetti Bolognese in Styroporboxen und verteilen sie an die Soldaten aus Kossligks Einheit. Die Männer in Camouflage springen beim Essen hin und her, um den Tropfen auszuweichen, die durch das Tarnnetz über ihnen schießen. „Go to your position!“, schreit ein finster blickender Sergeant. Kossligk und sieben seiner Kameraden lassen das Abendessen auf den Rasen fallen. Im Gehen überprüfen sie Gewehr und Munition. Sie legen sich auf Sandsäcke, der Sergeant schreit: „Target!“ Kossligk nimmt die 25 Meter entfernte Zielscheibe ins Visier. Sie

wurde auf einen Pappmenschen geheftet, damit alles realistischer wirkt. „Shoot!“, brüllt der Sergeant, Kossligk zielt, drückt ab, einmal, zweimal, immer wieder.

Er ist der beste Schütze, nach der ersten Runde darf er zurück unters tropfende Netz, zum Essen. Kossligk grinst zufrieden. Schießen macht ihm Spaß.

In seinem Haus hängen sechs Urkunden, die seine „großartige Leistung“ im Irak würdigen. Gerade wurde er zum Sergeant befördert, vergleichbar mit dem Rang eines Feldwebels bei der Bundeswehr. Er könnte Offizier werden, aber er will lieber zum Militärgeheimdienst. Die bösen Jungs ausfindig machen, statt sie selbst fangen zu müssen.

In der Armee kann er Karriere machen. Eine andere als in Deutschland, aber auch eine bessere? Im Regen Hawaiis erzählt Kossligk, wie er damals in Birkenfeld schlaflos im Bett lag und sich überlegte, was er mit seinem Leben anfangen sollte. „Ich habe keine Antwort gefunden“, sagt er. Einmal ging er zum Arbeitsamt und sagte, er wolle Fotograf werden. Der Sachbearbeiter habe nur gelacht und etwas von Heizungsinstallateur gequatscht. „Da bin ich heim“, sagt Kossligk. Der Sachbearbeiter im Arbeitsamt hatte ihm klargemacht, dass für einen wie Kossligk im Berufsleben, in der Gesellschaft, in der Bundesrepublik kein Platz ist. Ohne Abitur hat man in der deutschen Provinz keine Perspektive. Kossligk langweilte sich. Während seine Freunde Sport oder Grafikdesign studierten, wollten seine Verwandten immerfort wissen, wann er endlich eine Ausbildung beginne. Die Army wollte so etwas nie wissen, sie interessierte sich nicht für seine Zeugnisse.

Am Rand des Schießplatzes unterhält sich Kossligk mit vier Kameraden über seine Heimat. Die Amerikaner behaupten, Deutsche würden gern warmes Bier trinken. Was Amerikaner eben so erzählen von der Welt. Kossligk erzählt von den Spießbratenfesten im Hunsrück. In jeden Halbsatz baut er die Straßenbegriffe „Bro’“ und „Dude“ ein. So häufig wie keiner der echten Amerikaner neben ihm, die aus Virginia und Georgia kommen und nicht wie er aus Birkenfeld. Zwei Kameraden erfahren erst jetzt, dass er Deutscher ist.

Es ist spät am Abend, Elizabeth und Elijah schlafen. Kossligk steigt triefnass aus seinem silberfarbenen Dodge und geht ins Haus. Bevor er unter die Dusche verschwindet, legt er für seinen Gast einen Film ein, den er im Irak gedreht hat. Zu sehen sind er und Zack, ein Freund aus jener Einheit, mit der er den Palast am Tigris bewohnte. Mal patrouillieren sie, mal sitzen sie vor Kossligks Hochbett, an dem ein Erste-Hilfe-Koffer klebt. Dann reden sie über ihren Tag, über ihre Familien, über das, was im Leben noch kommen soll. Wie zwei Jungs, die vom Spielen zurückkehren, müde, aber zufrieden.

Zwölf Monate lang mit Männern zusammen zu sein, rund um die Uhr, das verändert einen. Kossligk, Zack und die anderen waren eine Schicksalsgemeinschaft. „Meinen Jungs vertraue ich mein Leben an“, sagt Kossligk, als er sich dazusetzt und nun ein Mann in Jeans und T-Shirt ist. Während seines ersten Irak-Einsatzes wurde Kossligk täglich beschossen. Jede Woche sah er eine Bombe hochgehen. Kossligk erzählt, wie es war, von einem Heckenschützen um Zentimeter verfehlt zu werden, so knapp, dass er sicher war, getroffen worden zu sein, panisch seine Kameraden anschrie: „Blute ich, blute ich?“

Wie es ist, wenn ein Kind, kaum neun Jahre alt, aus kurzer Entfernung mit einem Gewehr auf seinen Kommandeur zielte und es auch nicht wegwarf, als Kossligk den Jungen ins Visier nahm. Iraker brachten den Jungen dazu, die Waffe fallen zu lassen. Ein Spielzeug.

Kossligk zeigt auf einer Luftaufnahme Bagdads den Ort, an dem er 2006 dachte, das wäre es jetzt gewesen. Als eine Straßenbombe seinen Konvoi traf, alle durcheinander schossen, Angreifer und Amerikaner, Schulkinder schreiend wegliefen. Wie viele getroffen wurden? Er weiß es nicht, sagt er. Und schlägt eine Mücke tot.

Wie oft fragt er sich, warum er sein militärisches Talent nicht in der Bundeswehr auslebt statt in einer Armee, die stets neue Gegner findet? „Die deutschen Soldaten leben in Afghanistan doch genauso gefährlich“, und: „Ohne Abitur hätte ich in der Bundeswehr nicht studieren können.“ Wann er aber das seit Jahren verschobene Studium beginnen werde, weiß er nicht. Er verdreht die Augen und sagt: „Wenn`s passiert, passiert es.“ Kossligk ist voller Widersprüche. Er kennt sie - aber er kann sie nicht erklären.

Er zeigt auf dem Laptop Fotos aus dem Irak: mit MG im Anschlag, mit Kameraden auf dem Humvee, mit Irakern im Arm. Fast immer lächelt er. Er genoss den Nervenkitzel, das sieht man. Immer wieder schaut er zur Seite, ob dem Gast die Bilder gefallen. Er fürchtet, dass die deutsche Vergangenheit ihn für die amerikanische Gegenwart verurteilen könnte. „Das bin ich jetzt“, sagt er, „mir ist wichtig, dass wer mich kennt, dass Birkenfeld das akzeptiert.“

Kossligk klickt weiter. Als er die PLDLuftaufnahme einer Stadtautobahn in Ostbagdad erreicht, gefriert seine Miene. Er steht unvermittelt auf und sagt im Gehen: „Ich muss kurz die Hundescheiße im Garten wegräumen.“

An jener Stelle auf der Stadtautobahn sei sein Freund, Captain Shawn English, von einer Bombe zerfetzt worden, sagt er später. „Morgen ist es genau drei Jahre her.“ Kossligk trägt ein Messingband am Handgelenk, eingraviert steht „CPT. Shawn L. English KIA, MITT Brothers 4 ever. Dec. 3, 2006“. Für immer Brüder.

Kossligk öffnet den Küchenschrank und nimmt drei Schlaftabletten aus einer Dose, wie jeden Abend. Demnächst wird Kossligk seine Tasche packen, zum dritten Mal in den Irak aufbrechen. Wo in den vergangenen Wochen wieder mehr Soldaten starben.

Lange stand in Kossligks Testament, dass er in Birkenfeld beigesetzt werden wolle, sollte er im Irak fallen. Vor ein paar Monaten habe er mit Alex darüber gesprochen, sagt Kossligk. Er würde sich nun lieber auf einem Soldatenfriedhof ihrer Wahl beisetzen lassen. In Amerika.

Kasten:

Amerika zu Diensten

Im Januar 2010 zählten die US-Streitkräfte 17.655 ausländische Soldaten und 9513 mit unbekannter Herkunft. Rund 8000 Nichtamerikaner kommen jährlich hinzu - fünf Prozent aller Rekruten. Ohne die Söldner geht es kaum - das US-Militär benötigt pro

Jahr rund 180.000 neue Soldaten für den Kampf gegen den Terror. Die Ausländer wissen: Wer in Afghanistan oder im Irak gekämpft hat, erhält Anspruch auf die US-Staatsbürgerschaft. So wurden seit dem 11. September 2001 laut US-Heimatschutzministerium rund 55.000 Ausländersoldaten zu US- Bürgern. Die meisten davon stammen aus Lateinamerika und Asien.